

MSG Moderne Stadtgeschichte, Bd. 57/1 (2026), 120-137

DOI: 10.60684/msg.v57i1.103

Thomas Finkemeier

### **Regionale Identität oder Heimat „vor Ort“? Zivilgesellschaftliche Geschichtsgruppen und Industriekultur im Ruhrgebiet**

MSG Moderne Stadtgeschichte

ISSN: 2941-6159 online

<https://moderne-stadtgeschichte.de>

Dieses Werk steht unter der [Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/).

Bei den Abbildungen sind eingeschränkte Lizenzformen möglich, Weiternutzungsrechte sind gesondert abzuklären.

© Thomas Finkemeier 2026



**Thomas Finkemeier**

## **Regionale Identität oder Heimat „vor Ort“? Zivilgesellschaftliche Geschichtsgruppen und Industriekultur im Ruhrgebiet**

*From the mid-1980s until the turn of the millennium, industrial culture was established in the Ruhr region as a unifying element for this heterogeneous region, with the aim of accompanying its structural change and promoting its development into an urban metropolitan region. The large and diverse scene of civil society history initiatives active at the same time indeed addressed industrial topics, among others, but it mostly focused on local and milieu-specific identity narratives. They did not, however, deduce a regional Ruhr identity based on industrial culture on their findings. This was the conclusion of a study, published in 2025, analyzing the history initiatives active in the Ruhr valley. The article argues that the appreciation for industrial culture initially came from an educated middle-class elite and experts such as architects and historians. Further spreading of the resulting regional identity narrative was largely politically and economically motivated. In the course of the region's socio-economic structural change, the narrative was gradually accepted by wider circles of society and increasingly interpreted as authentic and identity-forming. It was the newly emerging post-industrial bourgeoisie that appropriated a historical narrative by drawing on proletarian history, thereby underpinning its rise to hegemonic status. The contribution of the history initiatives was based predominantly on local history or pre-industrial regional references.*

*Industriekultur wurde im Ruhrgebiet ab Mitte der 1980er Jahre bis zur Jahrtausendwende als verbindendes Element für die heterogene Region etabliert, um deren Strukturwandel zu begleiten und die Entwicklung zur urbanen Metropolregion zu fördern. Die zur gleichen Zeit aktive, große und facettenreiche Szene zivilgesellschaftlicher Geschichtsiniciativen befasste sich zwar neben anderen auch mit industriezeitlichen Themen, sie konzentrierte sich dabei jedoch zumeist auf lokale und milieuspezifische Identitätserzählungen. Eine auf Industriekultur basierende, die ganze Region umfassende Ruhrgebietsidentität aber leitete sie daraus nicht ab. Dies hat eine 2025 publizierte Stu-*

die der Geschichtsgruppen des Ruhrgebiets ergeben. Demnach ging die Wertschätzung für Industriekultur zunächst von einer bildungsbürgerlichen Elite und Fachleuten wie Architekt\*innen und Historiker\*innen aus. Die Verbreitung der daraus erwachsenen regionalen Identitätserzählung war wesentlich politisch und ökonomisch motiviert. Erst allmählich wurde sie im Zuge des sozioökonomischen Strukturwandels der Region von einer breiteren Bevölkerungsschicht akzeptiert und zunehmend als authentisch und identitätsstiftend interpretiert. In erster Linie war es das im Zuge der Bildungsexpansion neu entstehende, postindustrielle Bürgertum, das sich im Rückgriff auf die proletarische Geschichte ein historisches Narrativ aneignete, mit dem es seinen Aufstieg zum hegemonialen Milieu untermauerte. Der Beitrag der Geschichtsinitiativen basierte weit überwiegend auf lokaler Geschichte beziehungsweise vorindustriellen Regionalbezügen.

## 1. Einleitung

„Weltstadt Ruhr“: In einer solchen Dimension sah Christoph Zöpel (SPD), nordrhein-westfälischer Städtebauminister von 1980 bis 1990, die Zukunft des altindustriellen Ballungsraums im Westen der Bundesrepublik.<sup>1</sup> Das gemeinsame Fundament für die landschaftlich heterogene, administrativ fragmentierte Region legte die Industriekultur. Mit diesem ursprünglich bauästhetischen Begriff ist die umfassende gesellschaftsgeschichtliche Sicht auf die Industriezeit als historische Epoche gemeint. Das Konzept geht auf den Nürnberger Kulturdezernenten Hermann Glaser zurück, der es in den 1970er Jahren entwickelte.<sup>2</sup> Ab Mitte der 1980er Jahre bis zur Jahrtausendwende setzte es sich im Ruhrgebiet zunehmend durch. Industriekultur sollte als eine historisch basierte Identitätserzählung die postindustrielle Entwicklung des ehemaligen Kohle- und Stahlreviers zu einer urbanen, polyzentrischen Metropoloregion untermauern. Zur selben Zeit existierte im Ruhrgebiet aber auch eine „der lebendigsten Ge-

<sup>1</sup> Christoph Zöpel, Weltstadt Ruhr. Essen 2005. Grundlegend zur Metropole Ruhr siehe Michael Farrenkopf u. a. (Hrsg.), Die Stadt der Städte. Das Ruhrgebiet und seine Umbrüche, Essen 2019.

<sup>2</sup> Hermann Glaser, Maschinenwelt und Alltagsleben. Industriekultur in Deutschland vom Biedermeier bis zur Weimarer Republik, Frankfurt am Main/Wien 1981; ders., Die Entdeckung der Industriekultur, in: Industriekultur H. 3/2017, S. 5. Im Ruhrgebiet entwickelte Wolfgang Ebert das Konzept weiter und definierte Industriekultur als „die Geschichte des Industriezeitalters insgesamt, [...] die Geschichte des städtischen Industriequartiers und [...] die industrielle Kulturlandschaft in allen ihren historischen, gegenwärtigen und zukünftigen Aspekten“, Wolfgang Ebert, Beispiele – Modelle – Strategien, in: Industriekultur und Technikgeschichte in Nordrhein-Westfalen. Initiativen und Vereine, hrsg. von Deutsche Gesellschaft für Industriekultur e. V., Essen 2001, S. 63-70, hier S. 63.

schichtskulturen der Bundesrepublik“, beobachtete Stefan Berger.<sup>3</sup> Hunderte von zivilgesellschaftlichen Geschichtsinitiativen befragten Zeitzeug\*innen, legten Archive an, veranstalteten Ausstellungen und publizierten Broschüren und Bücher. Es liegt daher nahe zu untersuchen, ob und gegebenenfalls welche Wechselbeziehungen zwischen dieser Geschichtsbewegung „von unten“ und dem Narrativ der Industriekultur existierten. Haben zivilgesellschaftlich engagierte Laienhistorikerinnen und -historiker die Industriekultur als regional verbindende Vergangenheitserzählung „ausgegraben“, um mit Sven Lindqvist zu sprechen?<sup>4</sup> Haben sie diese mit ihren Forschungen unterfüttert und als authentisch legitimiert? Diesen Fragen ist eine 2025 vorgelegte Arbeit nachgegangen.<sup>5</sup> Mit ihr wurde erstmals in Deutschland eine regionale bürgerwissenschaftliche Geschichtsszene umfassend historisiert. Die Studie hat annähernd 600 im Ruhrgebiet tätige Geschichtsinitiativen unterschiedlichster Art – vom Heimatverein bis zur Bergbaugeschichtsgruppe – aus den Jahren zwischen 1970 und 2000 untersucht. Sie machte transparent, wer die Initiator\*innen und Akteur\*innen der Geschichtsszene waren und welche zeit- und raumabhängigen Bedingungen die Arbeit der Laienhistoriker\*innen begleiteten. Dabei zeigte sich, dass die Gruppen vorwiegend lokale Geschichte in den Blick nahmen oder aber sich an vorindustriellen Regionalbezügen orientierten. Nur in Ausnahmen lässt sich aus ihren Arbeiten eine historische Legitimation der Ruhrgebietsidentität ableiten. Vom Wachsen einer Weltstadt aus den Wurzeln der Industriekultur war bei den Geschichtsinitiativen hingegen keine Rede.

## 2. Unvollständige Urbanisierung

Mehr als fünf Millionen Menschen lebten um die Jahrtausendwende im Ruhrgebiet. Trotz der hohen Siedlungsdichte blieb die Urbanisierung der Region mit ihren heterogenen Bestandteilen und ins Ländliche ausfasernden Rändern unvollständig. Nach dem Wegbrechen der Kohle- und Stahlindustrie gefährdete die Unterschiedlichkeit der Zukunftschancen innerhalb und zwischen den elf kreisfreien Städten und vier Kreisen des Ruhrgebiets den Zusammenhalt der Region. Während die alten Städte und Stadtteile am Hellweg, im Süden entlang

<sup>3</sup> Stefan Berger, Was ist das Ruhrgebiet? Eine historische Standortbestimmung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte H. 1-3/2019, S. 5-11, hier S. 10; Vgl. auch Klaus Tenfelde, Geschichtskultur im Ruhrgebiet, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 47:4, 1996, S. 240-253.

<sup>4</sup> Sven Lindqvist, Gräv där du står. Hur man utforskar ett jobb, Stockholm 1978; ders., Manfred Dammeyer, Grabe, wo du stehst. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte, Bonn 1989.

<sup>5</sup> Thomas Finkemeier, Heimat und Zeche. Zivilgesellschaftliche Geschichtsgruppen und die industriekulturelle Identitätskonstruktion des Ruhrgebiets im Strukturwandel, Diss. phil. Düsseldorf 2025, <https://doi.org/10.5281/zenodo.15484985>.

der Ruhr sowie im Übergang zum Münsterland dem Strukturwandel mit einigem Erfolg begegneten, drohte sich die besonders benachteiligte Emscherregion mit ihren meist erst in der Industriezeit entstandenen Gemeinden zur „Endmoräne des schwarzen Goldrauschs“ zu entwickeln, wie Lutz Niethammer bereits 1984 warnte.<sup>6</sup>

Die *Raison d'être*<sup>7</sup> des Ruhrgebiets war seine industrielle Vergangenheit. Ließ sich darauf Zukunft aufbauen? Erwartete die Region nach dem Verschwinden der Industrie der Zerfall, oder konnte sie sich als postindustrielle Metropolregion neu erfinden? Am historischen Scheideweg des Ruhrgebiets bot Industriekultur Orientierung. Sie historisierte und valorisierte die Industriezeit als eigenständige sozial- und kulturgeschichtliche Epoche über technik- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekte hinaus. Mit ihr wurde die Vergangenheit des Reviers politisch und wirtschaftlich operationalisierbar. Industriekultur sollte als „urbane Bewegung à la Ruhr“, wie Stefan Berger formulierte,<sup>8</sup> im Strukturwandel nach innen integrierend wirken und nach außen profilieren. Sie schien als authentische Identitätserzählung zu taugen, die die Ruinen des Industriezeitalters mit neuer Bedeutung auflud und in historische Erinnerungsorte verwandelte.<sup>9</sup> Sie transportierte überkommene Werte und Lebenshaltungen der proletarischen Arbeitswelt, insbesondere des Bergbaus, in die postindustrielle Zukunft: Hilfsbereitschaft und Toleranz, Pragmatismus und Direktheit, Gemeinschaftssinn und Anpassungsfähigkeit. Mit einem durch diese Tugenden ausgezeichneten Menschenschlag, so suggerierte das industriekulturelle Narrativ, ließ sich der Strukturwandel bewältigen und Zukunft gestalten.<sup>10</sup>

<sup>6</sup> Lutz Niethammer, *Nachindustrielle Urbanität im Revier? Für die Wahrnehmung und Nutzung regionaler Erfahrungen*, in: Lutz Niethammer u. a. (Hrsg.), *Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst. Einladung zu einer Geschichte des Volkes in NRW*, Berlin/Bonn 1984, S. 236-242, hier S. 236f.

<sup>7</sup> Hans Heinrich Blotevogel, *Industrielle Kulturlandschaft im Ruhrgebiet. Die Geschichte einer schwierigen Annäherung*, in: *Deutsche Gesellschaft für Industriekultur*, S. 43-62, hier S. 45.

<sup>8</sup> Stefan Berger/Jana Golombek/Christian Wicke, *Erinnerung, Bewegung, Identität. Industriekultur als Welterbe im 21. Jahrhundert*, in: *Forum Geschichtskultur Ruhr H. 2/2015*, S. 23-29, hier S. 28.

<sup>9</sup> Zum Begriff der Erinnerungsorte grundlegend Pierre Nora, *Les lieux de memoire*, 7 Bde., Paris 1988; Für das Ruhrgebiet vgl. Stefan Berger u. a. (Hrsg.), *Zeit-Räume Ruhr. Erinnerungsorte des Ruhrgebiets*, Essen 2019.

<sup>10</sup> Siehe dazu Helen Wagner, *Vergangenheit als Zukunft? Geschichtskultur und Strukturwandel im Ruhrgebiet*, Diss. phil. Duisburg/Essen 2022, hier S. 493.

### 3. Strukturwandel und Industriekultur

Im Wesentlichen rückte erst in der Wiederaufbauphase nach dem Zweiten Weltkrieg der Gedanke ins Bewusstsein, dass das Ruhrgebiet eine regionale Identität aufzuweisen hätte, mit der sich die Bevölkerung identifizieren könnte.<sup>11</sup> Damals galt die Region als Motor des Wirtschaftswunders. In der fordistischen Konsensgesellschaft des Ruhrgebiets der 1950er und frühen 1960er Jahre wurde mit harter Arbeit gutes Geld verdient. „Basisnahe Stellvertreter“ aus Gewerkschaften und Sozialdemokratie bündelten Klassenkonflikte aus.<sup>12</sup> In dieser weitgehend homogenen „Gesellschaft kleiner Leute“, so schrieb Stefan Goch,<sup>13</sup> galten „gemeinsame[...] Werte, Normen und Verhaltensmuster“.<sup>14</sup> Helmut Schelskys „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“<sup>15</sup> präsentierte sich im Ruhrgebiet als hegemoniales kleinbürgerlich-proletarisches Milieu, dessen Angehörige sich hinsichtlich Einkommen und Eigentumsverhältnissen, Bildung und sozialem Prestige nur wenig unterschieden. Die phänotypisch einheitliche Industrielandschaft an Ruhr und Emscher spiegelte sich in der Homogenität des regionalen Milieus.

Dennoch erwuchs daraus keine Identifizierung mit der Region. Im Gegenteil: Eifersüchtiger Kommunalegoismus und „Kirchturmdenken“ prägten die lokalen Perspektiven.<sup>16</sup> Im Verhältnis nach außen hat man sich noch in den 1970er Jahren gemeinhin geschämt, aus dem Ruhrgebiet zu kommen. Der „Pott“ galt

<sup>11</sup> Stefan Goch, Die Selbstwahrnehmung des Ruhrgebiets in der Nachkriegszeit, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 39, 2008, S. 21-47, hier S. 31; Heinrich Theodor Grütter, Heimat Ruhrgebiet? Zur mentalen Rekonstruktion eines altindustriellen Ballungsraumes, in: Wolfgang Roters/Horst Gräf/Hellmut Wollmann (Hrsg.), Zukunft denken und verantworten: Herausforderungen für Politik, Wissenschaft und Gesellschaft im 21. Jahrhundert. Festschrift für Christoph Zöpel zum 80. Geburtstag, Wiesbaden/Heidelberg 2023, S. 669-682, hier S. 671.

<sup>12</sup> Michael Zimmermann, „Geh zu Hermann, der macht dat schon!“. Bergarbeiterinteressenvertretung im nördlichen Ruhrgebiet, in: Lutz Niethammer (Hrsg.), „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist“. Nachkriegs-Erfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet Bd. 2, Berlin 1983, S. 227-310, hier S. 304-308.

<sup>13</sup> Stefan Goch, „Wandel ist immer, wir bemühen uns, haben es aber schwer“. Erinnerungs-ort Strukturwandel, in: Stefan Berger u. a. (Hrsg.), Zeit-Räume Ruhr. Erinnerungsorte des Ruhrgebiets, Essen 2019, S. 459-479, hier S. 465.

<sup>14</sup> Ders., Akteure und Politik im Strukturwandel des Ruhrgebiets, in: Moving the Social 54, 2015, S. 57-65, hier S. 59.

<sup>15</sup> Helmut Schelsky, Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Darstellung und Deutung einer empirisch-soziologischen Tatbestandsaufnahme, Stuttgart 1954.

<sup>16</sup> [http://www.ruhrgebiet-regionalkunde.de/html/aufstieg\\_und\\_rueckzug\\_der\\_montanindustrie/huerden\\_des\\_strukturellen\\_wandels/kommunalegoismus.php%3Fp=4,6.html](http://www.ruhrgebiet-regionalkunde.de/html/aufstieg_und_rueckzug_der_montanindustrie/huerden_des_strukturellen_wandels/kommunalegoismus.php%3Fp=4,6.html) [12.01.2026].

als schmutzig und provinziell. Der Slang der Region, das „Ruhrdeutsch“ wurde im Gespräch mit Auswärtigen möglichst unterdrückt. Und während die ehemalige industrielle Vorzeigeregion mit dem Fortschreiten der Bergbau- und Stahlkrise in immer größere Abhängigkeit vom Subventionstropf der bundesdeutschen Steuerzahlerinnen und Steuerzahler geriet, nahmen die Menschen im Revier die zunehmende Zahl stillgelegter Zechen und Hütten keineswegs als Zeugnisse ihrer großen Vergangenheit wahr, sondern als Symbole ihres gegenwärtigen Abstiegs.

Eine Wertschätzung für die Industrieruinen entwickelte sich jedenfalls nicht aus der Zivilgesellschaft des Reviers heraus. Sie entstand vielmehr in der Fachwelt zugereister Architekt\*innen und Stadtplaner\*innen sowie im Umfeld der Soziolog\*innen und Historiker\*innen des Reviers. Ab Ende der 1960er Jahre gelangte eine junge Generation in einschlägige Institutionen wie Universitäten, Museumsdirektionen und Denkmalämter, die vom kritischen Denken der 1968er Bewegung geprägt war. Sie begriff sich als intellektuelle Avantgarde damals aktueller Entwicklungen, ob alternative „Urban Movements“ im internationalen Städtebau<sup>17</sup> oder „History from below“ wie in den USA, in Großbritannien, Frankreich, Italien und Schweden.

Der ab Ende der 1960er Jahre einsetzende postindustrielle Umbau der westlichen Gesellschaften<sup>18</sup> brach im Verlauf der 1980er Jahre die homogene Sozialstruktur des Ruhrgebiets auf. In deren Tradition verblieb nur die schrumpfende Schicht der Facharbeiter\*innen und der weit überwiegend männlichen Vor- und Frühruheständler aus dem Bergbau und der Stahlindustrie mit deren Familien. Die Verlierer\*innen des Strukturwandels und der neoliberalen Neuausrichtung der ins Globale strebenden Politik – die Ungelernten, die Zeitarbeitskräfte, die Langzeitarbeitslosen, viele Menschen mit Migrationshintergrund – bildeten eine neue Unterschicht, die oft segregiert in sozial abgehängten Stadtteilen des Reviers lebte. Als neues hegemoniales Milieu stiegen hingegen die Profiteur\*innen der Bildungsexpansion der 1960er und 1970er Jahre auf: junge Akademikerinnen und Akademiker, oft mit familiärem Hintergrund im verschwindenden Proletariat. Ihre ökonomische Situation blieb in den 1980er Jahren angesichts überfüllter Arbeitsmärkte für Akademiker\*innen zunächst oft ökonomisch prekär. Das Milieu der postindustriellen Bürgerinnen und Bürger definierte sich über sein kulturelles Kapital.

<sup>17</sup> Christian Wicke, *Urban Movement à la Ruhr? The Initiatives for the Preservation of Workers' Settlements in the 1970s*, in: Martin Baumeister/Bruno Bonomo/Dieter Schott (Hrsg.), *Cities Contested. Urban Politics, Heritage, and Social Movements in Italy and West Germany in the 1970s*, Frankfurt am Main/New York, S. 347-370.

<sup>18</sup> Dazu grundlegend Andreas Reckwitz, *Die Gesellschaft der Singularitäten*, Berlin 2019, insbes. S. 273-285.

Hier fand Industriekultur fruchtbaren Boden. Konzerte und Kabarett in ehemaligen Werkhallen, ästhetische Lichtinstallationen an stillgelegten Hochöfen, Events unter rostenden Koksboxen wurden zu Elementen des neubürgerlichen Lebensstils. Auch das Bekenntnis zum rauen, herzlichen Tonfall des vermeintlich Proletarischen gehörte zum Habitus des postindustriellen Ruhrgebiets-Bürgers, der sich in der Figur des „Ruhri“ selbstironisch sein Ebenbild zeichnete.<sup>19</sup> Neueste Untersuchungen weisen darauf hin, dass Industriekultur in diesem Sinn jedoch keineswegs milieuübergreifend regionale Identität produzierte. Vielmehr scheint sie inzwischen selbst zum Distinktionsmerkmal zu geraten, das das neue Bürgertum von den Angehörigen der Unterschichten des Ruhrgebiets abgrenzt.<sup>20</sup>

#### *4. Industriekultur aus historischem Interesse?*

Hatten der Aufstieg der Industriekultur und das zivilgesellschaftliche Geschichtsinteresse im Ruhrgebiet gemeinsame Wurzeln? Als Auftakt der Industriekultur im Revier gilt die Initiative einer Gruppe um das Fotografenehepaar Bernd und Hilla Becher für die Erhaltung der Jugendstilhalle der Dortmunder Zeche Zollern im Jahr 1969. Aus ihr erwuchs allerdings kein zivilgesellschaftliches historisches Forschungsprojekt. Auch die Initiativen zur Rettung einer Reihe von Arbeitersiedlungen ab 1972 handelten nicht in historischem Interesse. Ihnen ging es um preisgünstigen und lebenswerten Wohnraum, während die von außen hinzugestoßenen Unterstützer gesellschaftskritisch argumentierten und dabei unter anderem auf Elemente der Industriekultur zurückgriffen. Auch die Bewegung zur Gründung von Soziokulturellen Zentren in aufgelassenen Industriegebäuden gelangte von außen und aus studentischen Milieus ins Ruhrgebiet. Soziokulturelle Zentren bedienten das Bedürfnis nach neuen jugendkulturellen Angeboten. Sie ließen sich in alten Industriegebäuden optimal verwirklichen und setzten damit einen industriekulturellen Akzent, zunächst ohne sich mit der Geschichte der Bauwerke oder der Sozialgeschichte des Stadtteils zu befassen.

Im Verlauf der 1970er Jahre war „Protest gegen die Vernichtung eines Nicht-Siedlungsgebäudes aus dem Industriezeitalter des Reviers [...] ein seltener Fall“, erinnerte sich der rheinische Denkmalschützer Axel Föhl.<sup>21</sup> Ohne er-

<sup>19</sup> Achim Prosek, Sympathieträger der Region. Erinnerungsort Ruhri, in: Berger, Zeit-Räume Ruhr, S. 279-295, hier S. 279.

<sup>20</sup> Constanze von Wrangel, Mein Nachbar – das Welterbe. Wie erleben die Bewohner\*innen des Ruhrgebiets die Industriekultur? Stimmen aus der Bevölkerung. In: Forum Geschichtskultur Ruhr H. 1/2024, S. 36-40.

<sup>21</sup> Axel Föhl, „Kampf war schon“. Bürgerschaftliches Engagement bei der Erhaltung von Industriedenkmalen, in: Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur H. 2/2006,

kennbare Reaktionen nahm die Bevölkerung den Abriss stadtbildprägender industriellzeitlicher Ensembles hin, so zum Beispiel der Zeche Scharnhorst in Dortmund 1975, der Krupp-Hauptverwaltung in Essen 1976 oder Ende der 1970er Jahre der Zeche Jacobi in Oberhausen. „Die industrielle Vergangenheit [war] eine ungeliebte Erbschaft“, erinnerte sich der Historiker Hans Kania, langjähriger Leiter der Bauhütte Zollverein.<sup>22</sup> Historisches Interesse an industriellzeitlichen Relikten zeigten allenfalls einige technikgeschichtliche Gruppen, insbesondere solche von Freund\*innen historischer Eisen- und Werksbahnen. Eine der ersten zivilgesellschaftlichen Initiativen dieser Art war der 1968 gegründete Arbeitskreis Dahlhausen der Deutschen Gesellschaft für Eisenbahngeschichte. Er eröffnete in dem südlichen Bochumer Stadtteil 1977 das nach eigener Auskunft größte private Eisenbahnmuseum Deutschlands.

Die zivilgesellschaftliche Wertschätzung für Industriearchitektur wuchs erst mit dem zunehmenden Verschwinden der Produktionsbetriebe aus dem alltäglichen Erscheinungsbild des Ruhrgebiets in den 1980er Jahren. Lokale Initiativen begannen, sich für die Erhaltung von Zechegebäuden einzusetzen und sich zugleich für die Geschichte der Betriebe, der Arbeitswelt und des umgebenden Stadtteils zu interessieren. Einige wenige Gruppen forderten darüber hinaus die Rettung von Bauwerken der Eisen- und Stahlindustrie. Die nachhaltig wirksamste von ihnen war die 1988 gegründete Interessengemeinschaft Nordpark für die Erhaltung des Hüttenwerks in Duisburg-Meiderich. Für Erinnerungsorte anderer bedeutender Branchen des Reviers, wie Chemie, Textil, Lebensmittel, Brauereiwesen und Handel, engagierte sich außerhalb der Fachwelt so gut wie niemand. Dadurch fehlt bis heute nicht zuletzt die industriekulturelle Repräsentation von Frauenarbeitswelten in der Bekleidungsindustrie, im Einzelhandel, in Büroberufen und vielen anderen Funktionen.

### *5. Bergbauhistorische Gruppen*

Eine der ersten zivilgesellschaftlichen Initiativen für die altindustrielle Bergbaugeschichte fand sich im Süden des Ruhrgebiets zusammen. Der Bergbau war dort längst Vergangenheit. Alte Stollenmundlöcher und Zechenbauten gehörten zum gewohnten Landschaftsbild. Akteur\*innen der Zivilgesellschaft traten hinzu, als die Verwaltung der Stadt Witten, das Deutsche Bergbaumuseum und der westfälische Landeskonservator die Erhaltung der Gebäudereste der bereits im 19. Jahrhundert stillgelegten Zeche im Wittener Muttental anstrebten. 1982 bildeten sie den „Förderverein bergbauhistorischer Stätten Südliches Ruhrge-

S. 57-63, hier S. 60.

<sup>22</sup> Hans Kania, Der Erhalt des industriellen Erbes im Ruhrgebiet, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 30, 2003, S. 199-206, hier S. 200.

biet“. Aus ihm ging in den Folgejahren einer Reihe lokaler Arbeitskreise in weiteren Städten hervor. Die Mitglieder restaurierten Bauwerke, legten Themenwanderwege zur örtlichen Bergbaugeschichte an, stellten Objektsammlungen und Archive zusammen und betrieben Besucherbergwerke.

Im Gegensatz zu den Gemeinden im Süden des Ruhrgebiets, die die Folgen der Deindustrialisierung bereits ein gutes Stück weit bewältigt hatten, drohte den noch aktiven Bergbauregionen weiter nördlich ein Strukturbruch. Mit dem Verschwinden der Zechen und Hütten veränderten sich von Grund auf die gewohnten Rhythmen von Arbeit und Freizeit, das Erscheinungsbild der Städte, die gemeinsamen Alltagserfahrungen der Menschen. Angesichts dessen erschien hier nun „erstmal das Motiv, im Strukturwandel ein Stück industriege-schichtlicher Identität bewahren zu wollen“.<sup>23</sup> In Castrop-Rauxel beispielsweise bedeutete die Stilllegung der Zeche Erin 1983 das Ende von 116 Jahren stadt-prägender Bergbaugeschichte. Eine lokale Initiative von Anwohnerinnen und Anwohnern sowie ehemaligen Beschäftigten setzte sich erfolgreich für die Erhaltung des Förderturms ein. Dabei entwickelte sich erstmals ein Kooperationsmodell, das sich in der Folgezeit als beispielhaft erweisen sollte: Das bürger-schaftliche Engagement verbündete sich mit der institutionellen Denkmalpflege, dem Städtebauministerium von Nordrhein-Westfalen (NRW) und der damals neuen NRW-Stiftung, die die Erhaltung des Erin-Turms als eines ihrer ersten drei Projekte finanziell förderte.

In vielen Kommunen des Ruhrgebiets wurden lokalgeschichtliche Kurse der Volkshochschulen (VHS) und anderer sozialer Bildungsträger\*innen zu Keimzellen industriekultureller Initiativen. Dazu zählte ab Mitte der 1980er Jahre als einer der ersten der Förderkreis für die Erhaltung der Zeche Gneisenau in Dortmund-Derne. Das laienhistorische Engagement für die Rettung von Industriebäuden weitete sich nun häufig auf die Erforschung lokaler Alltagsgeschichte aus. So veröffentlichten ehemalige Bergleute der Schachanlage Ewald in Her-ten ab Ende der 1980er Jahre bis zur Jahrtausendwende eine Serie historischer Broschüren mit einem breiten Themenspektrum von der Bergbautechnik bis zur Sozialgeschichte ihres Stadtteils. Ehemalige Bergmänner von Wilhelmine-Victoria in Gelsenkirchen entwickelten in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre unter Anleitung eines geschichtswissenschaftlich geschulten Projektleiters mehrere historische Ausstellungen und Publikationen. Sie wurden dafür mit dem ersten Preis im ersten Geschichtswettbewerb der Internationalen Bauaus-stellung Emscher Park (IBA) ausgezeichnet.

Diese von 1989 bis 1999 laufende IBA, initiiert von NRW-Städtebauminister Zöpel, sollte die Zukunftsfähigkeit der Emscherregion verbessern. Sie sah in der Förderung der Industriekultur eines ihrer Hauptziele. Die IBA versuchte,

<sup>23</sup> Finkemeier, Heimat und Zeche, S. 242.

bürgerschaftliches Engagement für Geschichte zu bündeln und gezielt zu nutzen. Zunächst sollte eine Reihe von Geschichtswettbewerben den Umfang und das Potenzial der zivilgesellschaftlichen Historiker\*innenszene sichtbar machen. Die IBA regte die Entstehung eines Geschichtsforums an, das den letztlich allerdings gescheiterten Versuch unternahm, ein regionales Netzwerk der Gruppen zu organisieren. Die 1995 vom Land NRW und der RAG Aktiengesellschaft gegründete Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur übernahm die Trägerschaft und Vermarktung industriekultureller Bauwerke. In diesem Rahmen erhielten zivilgesellschaftliche Geschichtsgruppen vor Ort eine Reihe von Funktionen. Anfangs galten sie als „Botschafter“ der industriekulturellen Idee,<sup>24</sup> die Ende der 1980er Jahre in der breiten Öffentlichkeit noch keineswegs fest verankert war. Später erwiesen sich die Akteur\*innen der Geschichtsgruppen als unverzichtbar für ehrenamtliche Publikumsführungen in industriellen Erinnerungsorten wie der Essener Zeche Zollverein. Sie unterstützen mit ihrer bergbauhistorischen Kompetenz die Einrichtung von Industriemuseen, so beispielsweise auf Zeche Hannover in Bochum-Hordel. Schließlich übernahmen sie auch konservatorische Aufgaben an Maschinen und Anlagen, wobei sie ihrerseits oft ehemalige Betriebsgebäude für Ausstellungen und Veranstaltungen nutzen durften.

Ein zentrales Betätigungsfeld der Initiativen war das Anlegen von Sammlungen bergbaulicher Objekte und Dokumente. Im Ruhrgebiete entstanden zahlreiche solcher privater Bergbaumuseen, viele – wie das „Kleine Museum“ in der Gelsenkirchener Arbeitersiedlung Schüngelberg – existieren noch heute.<sup>25</sup>

Die Mitglieder dieser bergbauhistorischen Gruppen – weit überwiegend Männer – rekrutierten sich größtenteils aus der unteren und mittleren Führungsebene der Zechenbetriebe. Einfache Arbeiter, zumal migrantischer Herkunft, fanden sich nur selten darunter. Manche bergbauhistorischen Gruppen erhielten ab Anfang der 1990er Jahre organisatorische und finanzielle Unterstützung durch die Revierarbeitsgemeinschaft für kulturelle Bergmannsbetreuung (REVAG). Diese Einrichtung, die in den 1950er Jahren vorwiegend der kulturellen Aufwertung der Bergbauberufe gedient hatte, widmete sich angesichts der sinkenden Anzahl aktiver Bergleute zunehmend der Seniorenbetreuung. Eine der daraus hervorgegangenen Geschichtsgruppen ehemaliger Bergleute gab eine mehrteilige Chronik der kompletten Geschichte der Schachanlage Recklinghausen I/II von 1869 bis 1974 heraus. Sie vermittelt ein breites Panorama der lokalen Lebens- und Arbeitswelt der Bergbaubeschäftigten und ihrer Familien.

<sup>24</sup> Susanne Abeck, Zollverein im Wandel, in: Zollverein. Das Magazin Edition, 2016, S. 23.

<sup>25</sup> Michael Farrenkopf/Stefan Siemer (Hrsg.), Bergbausammlungen in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme, Berlin/Boston 2020.

## 6. Vom Widerstand zum Arbeiteralltag

Alltagsgeschichte lag im Trend der „Geschichte von unten“, der mit der bundesweiten Geschichtswerkstattbewegung in den späten 1970er Jahren begonnen hatte. Die Beschäftigung mit historischen Alltagswelten des Arbeiter\*innenmilieus wurde im Ruhrgebiet – neben der Erhaltung von Industriebauwerken – zum zweiten Baustein der Industriekultur. Ein wichtiger Anstoß kam aus der Auseinandersetzung mit dem Arbeiter\*innenwiderstand gegen den Nationalsozialismus. Dabei verbanden sich mehrere Elemente: die, dem damaligen Zeitgeist entsprechend, politisch linke Orientierung vieler junger First Generation Academics des Ruhrgebiets, die ideologiegeleitete Strategie der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschisten (VVN/BdA) sowie das Bedürfnis lokaler Sozialdemokrat\*innen, die lange beschwiegene Widerstandsgeschichte der Verfolgten aus ihren eigenen Reihen endlich zur Geltung zu bringen, solange deren Zeitzeug\*innen noch lebten.<sup>26</sup>

Die VVN, ab 1971 VVN/BdA, hatte bereits eine Reihe kommunistischer Lokalhistoriker hervorgebracht, darunter Karl Schabrod in Düsseldorf und Aurel Bielstein in Krefeld. Die Deutsche Kommunistische Partei (DKP) als Nachfolgeorganisation der verbotenen Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) erforschte ihre Widerstandshistorie in eigenen Geschichtskommissionen auf lokaler und regionaler Ebene. Auch anfänglich kommunistisch orientierte akademische Historiker wie Detlev Peukert und Michael Zimmermann nahmen den Arbeiterwiderstand in den Blick.<sup>27</sup> Lokale Widerstands- und Verfolgungserzählungen von Sozialdemokrat\*innen fehlten hingegen weitgehend. Erst ab Ende der 1970er Jahre initiierten örtliche SPD- und Gewerkschaftsfunktionär\*innen die Erforschung der lokalen Widerstands- und Verfolgungsgeschichte und nutzten dazu das Zeitzeug\*innenwissen der älteren Mitglieder ihrer Organisationen. Geschichtsprojekte wurden häufig von einzelnen einflussreichen Persönlichkeiten der Partei angeregt wie Josef Krings in Duisburg, Günter Streich in Essen oder Willi Müller in Mülheim. So bildete sich beispielsweise Duisburg eine eigene Geschichtskommission, die systematisch eine umfangreiche, auf Oral History basierende Publikation zur örtlichen Parteigeschichte zusammenstellte. In manchen Städten wie in Oberhausen und Bochum entstanden Ausstellungen und Publikationen der Erinnerungskultur, in deren kapitalismuskritischer

<sup>26</sup> Zur Geschichte der Verfolgtenverbände siehe Jascha März, *Zwischen Politik und Interessenvertretung. Die Verbände der politischen Opfer des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik Deutschland von 1947 bis 1990*, Diss. phil. Köln 2016.

<sup>27</sup> Detlev Peukert, *Ruhrarbeiter gegen den Faschismus. Dokumentation über den Widerstand im Ruhrgebiet 1933–1945*, Frankfurt am Main 1976; Ders., *Die KPD im Widerstand. Verfolgung und Untergrundarbeit an Rhein und Ruhr 1933–1945*, Wuppertal 1980.

Ausrichtung der starke Einfluss der VVN/BdA zum Ausdruck kam. Die von politisch linker Ideologie motivierte Überzeichnung der Widerständigkeit der Ruhrarbeiterschaft gegen den Nationalsozialismus trug zum Mythos eines sui generis antifaschistischen Ruhrproletariats und zur Heroisierung der Arbeiterschaft im Ruhrgebiet bei.<sup>28</sup> Volkshochschulen begannen Kurse anzubieten, in denen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus dem Arbeitermilieu ihre Widerstandsgeschichte in Ausstellungen oder Buchprojekten aufarbeiten konnten. Dabei wurden sie von jungen, akademisch gebildeten Dozent\*innen wie Zimmermann und Jürgen Pohl angeleitet. In Essen entstand eine in der Stadtgesellschaft breit verankerte Initiative um den Lokalhistoriker Ernst Schmidt, die zur Gründung der Gedenkstätten Alte Synagoge führte. Im Mittelpunkt ihrer Eröffnungsausstellung „Widerstand und Verfolgung

in Essen 1933–1945“ stand „nicht die Geschichte der jüdischen Gemeinde, sondern die politische Opposition der Arbeiterbewegung“, erinnerte sich Zimmermann.<sup>29</sup> Zudem organisierte Schmidt eine Arbeitsgemeinschaft der lokalen Geschichtsinitiativen. Sie blieb allerdings der einzige Stadtverband dieser Art, der sich im Ruhrgebiet bildete.

Die Auseinandersetzung mit Verfolgung und Widerstand unter dem NS-Regime öffnete die Tür zu Fragen des historischen Arbeiteralltags. VHS-Geschichtsgruppen wie zum Beispiel das 1981 begonnene Projekt „Alltag in Hattingen – eine Kleinstadt im Nationalsozialismus“ weiteten den Blick für die Geschichte „kleiner Leute“.<sup>30</sup> Das wohl einflussreichste zivilgesellschaftliche Geschichtsprojekt führte Zimmermann gemeinsam mit anderen an der Volkshochschule Recklinghausen ab 1978 im Arbeiterstadtteil Hochlarmark durch. Unter den Anwohnerinnen und Anwohnern, die sich daran über mehrere Jahre aktiv beteiligten, befanden sich viele ehemalige Funktionär\*innen aus Gewerkschaften und Betriebsräten. Ihr gemeinsam verfasstes Buch „Kohle war nicht alles“ wurde beispielgebend für eine ganze Reihe ähnlicher Projekte sowohl der Erwachsenenbildung wie auch selbstständiger Geschichtsgruppen im Ruhrgebiet in den 1980er und 1990er Jahren.<sup>31</sup>

<sup>28</sup> Die umfangreiche Sozialstudie LUSIR von Lutz Niethammer und seinem Team ergab ein differenziertes Bild. Vgl. Lutz Niethammer (Hrsg.), *Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960*, 3 Bde. Berlin 1983–1985.

<sup>29</sup> Michael Zimmermann, *Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus in Westdeutschland. Geschichte, Probleme, aktuelle Aufgaben*, in: *Geschichtswerkstatt H. 24/1991*, S. 31–44, hier S. 40.

<sup>30</sup> Den Boden hatten wegweisende akademische Arbeiten der 1970er und frühen 1980er Jahre bereitet. Vgl. unter anderem Klaus Tenfelde, *Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert*, Bonn-Bad Godesberg 1977; Franz-Josef Brüggemeier, *Leben vor Ort. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau 1889–1919*, München 1983.

<sup>31</sup> Stadt Recklinghausen (Hrsg.), *Hochlarmarker Lesebuch. Kohle war nicht alles: 100 Jahre*

Einrichtungen der Erwachsenenbildung wurden im Ruhrgebiet zu Kristallisationskernen für die Erforschung der „Geschichte von unten“. Sie übernahmen damit die Funktion, die andernorts in Deutschland die Geschichtswerkstätten innehatten. Solche Geschichtswerkstätten erwuchsen, angeregt unter anderem von der britischen „History from below“-Bewegung, ab Ende der 1970er Jahre in der Bundesrepublik und West-Berlin aus akademischen Kreisen sowie aus der alternativen Szene. Die Akteurinnen und Akteure diskutierten rege über Ziele und Methoden neuer Formen der Geschichtsforschung.<sup>32</sup> Auch einzelne Historiker\*innen aus dem Revier beteiligten sich daran, wie Niethammer, Peukert und Zimmermann. Der bundesweite Dachverband Geschichtswerkstatt e. V. gründete sich 1983 in Bochum. Eine lokale Geschichtswerkstatt entstand im Ruhrgebiet allerdings nur in Dortmund im Jahr 1983; ein Nachzügler folgte 1994 in Oberhausen.<sup>33</sup>

Die Ideen der Geschichtswerkstatt-Bewegung wurden von Absolventinnen und Absolventen der neuen Universitäten und Gesamthochschulen des Ruhrgebiets in die Zivilgesellschaft getragen. Die Bildungsexpansion vervielfachte die Zahl der Student\*innen innerhalb weniger Jahre. Zahlreiche Universitätsabsolvent\*innen fanden im Ruhrgebiet ihr Betätigungsfeld als Dozent\*innen in der Erwachsenenbildung oder in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) sozialer Projekte.

Die Erwachsenenbildung verfügte in Nordrhein-Westfalen aufgrund der 1974 erfolgten Bildungsreform über erhebliche Budgets. So konnten Volkshochschulen, kirchliche Verbände und freie Träger neue Stellen für Festangestellte und Honorarkräfte schaffen. Das vorherrschende sozialpädagogische Paradigma zielte darauf ab, Menschen individuelle Selbstverwirklichung und politische Teilhabe zu ermöglichen. Viele Bildungsmaßnahmen fanden dezentral statt und berücksichtigten die Lebenswirklichkeiten vor Ort. Den Dozentinnen und Dozenten gelang es dabei in einer Reihe von Fällen, Menschen aus dem alten Arbeitermilieu des Ruhrgebiets zur eigenständigen Erforschung der Alltagsgeschichte ihrer Städte und Stadtteile zu motivieren und zu befähigen.

Ruhrgebietsgeschichte, Oberhausen 1981.

<sup>32</sup> Zur Bewegung der Geschichtswerkstätten siehe Etta Grotrian, Barfuß oder Lackschuh? Geschichtswerkstätten und „neue Geschichtsbewegung“ in den 1980er Jahren, Diss. phil. Berlin 2023.

<sup>33</sup> Allerdings verbreitete sich der Begriff „Geschichtswerkstatt“ in den 1980er und 1990er Jahren inflationär für eine Vielzahl von Gruppen, die nicht mit der ursprünglichen Werkstatt-Bewegung in Verbindung standen. Siehe etwa Elke Grotrian, Vorgeschichte, Vorbild oder Sackgasse? Zur Historisierung der „neuen Geschichtsbewegung“ der Bundesrepublik der späten 1970er und 1980er Jahre, in: WerkstattGeschichte H. 75/2017, S. 15-24, hier S. 15; Finkemeier, Heimat und Zeche, S. 183f.

Die Intensivierung der bundesweiten Geschichtsbewegung führte in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre und darüber hinaus zur Gründung weiterer laienhistorischer Initiativen im Ruhrgebiet, meist in Form von Projekten kommunaler Institutionen wie Stadtmuseen, Stadtarchiven oder Kulturämtern. In den 1990er Jahren erwiesen sich die kommunalen Gleichstellungsstellen als Initiatorinnen und Organisatorinnen lokaler Frauengeschichtsgruppen, zuerst ab 1985 in Duisburg mit der Gleichstellungsbeauftragten Doris Freer. Organisatorisch unabhängige Geschichtsgruppen entstanden ebenfalls, oft im Zusammenhang mit lokalen gesellschaftspolitischen Initiativen. So entwickelten sich aus dem Altenessener Forum – einer Initiative gegen die Stadtteilerstörung im nördlichen Essen – industriekulturelle Gruppen zur Erhaltung von Arbeitersiedlungen ebenso wie ein alltagshistorischer Geschichtskreis.

Eine zentrale Erkenntnis insbesondere der Frauengeschichtsgruppen, aber auch der Stadtteilinitiativen war die Bedeutung von Archiven als Gatekeeper der Geschichtsschreibung. Weil sich nicht erforschen lässt, was nicht als Quelle dokumentiert ist, blieben große Teile der Alltagsgeschichte im Dunkeln. Um zumindest für die Zukunft vorzubauen, legten stadtteilhistorische, links-alternative und Frauengeschichtsgruppen ab den 1980er Jahren eigene Archive an. Dazu zählen beispielsweise das Stadtteilarchiv in Gelsenkirchen-Rotthausen, das Archiv für alternatives Schrifttum in Duisburg oder das Frauengeschichtsarchiv aus Zeiten e. V. in Bochum.

Die Sozialdemokratie nahm in den 1980er Jahren den Schwung der Geschichtsbewegung auf. Die 1981 gegründete Historische Kommission beim Parteivorstand erstellte schriftliche Handreichungen für lokale Geschichtsarbeit, leistete allerdings keine finanzielle oder organisatorische Unterstützung. Die nordrhein-westfälische Parteiführung ergriff in der Kampagne für die Landtagswahl 1985 die Chance, die ihr das Paradigma der „Geschichte von unten“ bot. Bodo Hombach setzte als Organisator des Wahlkampfes auf das „Wir“-Gefühl in NRW und die Identitätserzählung der „kleinen Leute“. Unterstützend publizierte er 1984 zusammen mit führenden Ruhrgebiets-Historiker\*innen eine „Volksgeschichte“, eingeleitet durch ein Vorwort des Ministerpräsidenten Johannes Rau.<sup>34</sup> Der Deutsche Gewerkschaftsbund versuchte, mit einer Bildungsreihe unter dem Titel „Geschichte von unten“, geleitet von Manfred Scharrer, junge Gewerkschafter zur Erforschung der Historie ihrer Verbände motivieren. Er wollte damit kommunistisch dominierten Narrativen entgegenwirken, die insbesondere in der Bildungsarbeit der IG Metall hervortraten.<sup>35</sup> Ein

<sup>34</sup> Niethammer, Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken.

<sup>35</sup> Manfred Scharrer, Über Geschichtsfälschung. Kurzer Lehrgang der Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung, in: Langer Marsch H. 38/1978, S. 10-13; ders., Macht Geschichte von unten. Handbuch für gewerkschaftliche Geschichte vor Ort, Köln 1988.

Motor lokaler und betrieblicher Geschichtsarbeit im Ruhrgebiet wurde ab den 1980er Jahren das Recklinghäuser Forschungsinstitut für Arbeiterbildung mit einer Reihe von Projekten. Eine weitere wichtige Rolle übernahm wiederum die Erwachsenenbildung, nun in Kursen von „Arbeit und Leben“, der von Volkshochschulverband und Deutschem Gewerkschaftsbund gemeinsam getragenen Einrichtung zur Arbeitnehmerfortbildung. Geschichtsinteressierte Gewerkschaftsfunktionäre wie Karl-Heinz Allekotte vom Bezirk Ruhr-Nord der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie (IGBE) regten darüber hinaus lokale Forschungsprojekte an. Wie auch die sozialdemokratischen Gruppen beauftragten die Gewerkschaften oft professionelle Historiker\*innen mit der Unterstützung ihrer Geschichtsprojekte. Das historische Interesse der sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Dachverbände an lokaler Geschichtsarbeit ebte mit dem Auslaufen der bundesweiten Geschichtsbewegung in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre ab.

### *7. Geschichts- und Heimatvereine*

Mehr Kontinuität bewiesen die größtenteils bis heute aktiven Geschichtsvereine des Ruhrgebiets, die in bildungsbürgerlichen Traditionen wurzeln. Sie bestanden zum Teil bereits seit den 1870er Jahren, als die „Doppelrevolution“<sup>36</sup> der Reichsgründung und des Industrialisierungschubs in den alten Städten am Hellweg, an der Ruhr und am Südrand des Münsterlandes für tiefgreifende Veränderungen der gesellschaftlichen Struktur und Selbstwahrnehmung sorgte. Dort, beginnend in Dortmund, wurden die ersten Historischen Gesellschaften gegründet. Ihre Träger waren durchgehend männliche Angehörige des damals kleinen, aber tonangebenden bürgerlichen Milieus des Ruhrgebiets. Sie waren akademisch gebildet und häufig als Beamte oder in freien Berufen tätig. In Städten der Emscherzone wie in Bottrop und Oberhausen, in denen diese Schicht besonders dünn war, entwickelten sich die bürgerlichen Geschichtsvereine erst nach dem Zweiten Weltkrieg oder blieben bis zur Jahrtausendwende völlig aus. Die Beschäftigung mit antiker, mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Lokalgeschichte war eine bildungsbürgerliche Distinktionspraxis. Sie erforderte quellenkundliche und archivarische Kompetenzen, dank derer die Geschichtsvereine sich zu wichtigen Akteuren stadthistorischer Forschung entwickelten. Professionelle Historiker\*innen und Archivar\*innen mit hauptberuflichen Funktionen an Universitäten und in Stadtarchiven wirkten und wirken in vielen dieser Vereine an zentraler Stelle. Nach einer Stagnationsphase in den 1960er und frühen 1970er Jahren belebte das allgemein wachsende öffentliche

<sup>36</sup> Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Von der Deutschen Doppelrevolution bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914*, München 1995.

Geschichtsinteresse die bestehenden Geschichtsvereine und führte darüber hinaus zu einer Reihe von Neugründungen wie in Wesel oder Unna. Die historischen Vereine verschlossen sich keineswegs industriezeitlichen Themen, setzten dort aber keine Schwerpunkte. Sofern sie über das Lokale hinausgehende regionale Bezüge herstellten, galten diese selten dem Ruhrgebiet, sondern vielmehr historisch älteren beziehungsweise landschaftlich definierten Gebieten wie dem Vest Recklinghausen, der Mark oder dem Niederrhein. Diese „Verankerung in vorindustrieller Historie sicherte die Identitätskonstruktionen lokaler bürgerlicher Milieus gegen die Wirren der Zeitläufte“<sup>37</sup> und setzte sich klar von der indusriekulturellen Identitätskonstruktion des Ruhrgebiets ab.

Die zahlenmäßig größte Gruppe unter den Geschichtsinitiativen des Ruhrgebiets zwischen 1970 und 2000 stellten die Heimatvereine. Knapp 130 von ihnen betrieben historische Forschungen, richteten Heimatmuseen ein, gaben Publikationen heraus, führten Ausstellungen und Vortragsveranstaltungen durch. Ihr Fokus lag auf dem Ort, an dem sie ansässig waren. Regionale Bezüge richteten sich – wie bei den bildungsbürgerlichen Geschichtsvereinen – selten auf das Ruhrgebiet aus, sondern vielmehr auf den Niederrhein, Westfalen oder das Vest.

Der Begriff „Heimat“ war durch konservativ-nationale Kreise der Kaiserzeit, durch die Heimatschutzbewegung und schließlich durch die widerstandsfreie Unterordnung der Heimatvereine unter den Nationalsozialismus desavouiert. Das Heimatkonzept wird bis heute von rechtskonservativen bis hin zu rechtsradikalen Kreisen als identitätsbildender Begriff reklamiert. Das Wort „Heimat“ sei Bestandteil der von Victor Klemperer beschriebenen „lingua tertii imperii“ geworden und als Opfer „seiner eigenen Geschichtlichkeit“ nicht mehr zukunftsweisend anwendbar, urteilten Stefan Berger, Jana Golombek und Christian Wicke.<sup>38</sup> Andererseits reklamieren demokratische Institutionen wie beispielsweise das Ministerium für Heimat, Kommunales, Bau und Digitalisierung des Landes Nordrhein-Westfalen den Begriff für sich. In der zivilgesellschaftlichen Vereins- und Geschichtsszene ist der Heimatbegriff bis heute weit verbreitet und selbstverständlich präsent. Dies gilt nicht nur für ländlich-kleinbürgerlich geprägte Regionen am Rand des Ruhrgebiets, sondern auch für den altindustriellen Kern des Reviers. Dort bekennt sich beispielsweise der Heimatbund Gelsenkirchen bis heute nicht nur zum traditionellen Handlungsfeld der Heimatvereine – Pflege der heimischen Kultur sowie Natur-, Landschafts- und Denkmalschutz –, sondern betont darüber hinaus ausdrücklich, er stehe in den „demokratischen Traditionen des Heimatbegriffs“.<sup>39</sup>

<sup>37</sup> Finkemeier, Heimat und Zeche, S. 97.

<sup>38</sup> Berger, Erinnerung, hier S. 29.

Die Heimatvereine haben sich im Strukturwandel keineswegs auf vorindustrielle Themen zurückgezogen, sondern vielmehr lokale industriezeitliche Gebäude und Berufsbilder in ihr Heimatbild integriert. Für sie gehörten Fördertürme, Fabrikrui­nen und Arbeiterkolonien ebenso dazu wie Bauernkotten, Mühlen, Burgen und Klöster. Allerdings verankerten die Heimatvereine ihre historischen Narrative in der Regel so tief wie möglich in der Vergangenheit, sei es in der Antike wie in den römischen Gründungen Xanten und Haltern, im Mittelalter wie in Dortmund und Duisburg oder in der frühen Neuzeit. Der Identität stiftende Aspekt lag für sie immer in der weit zurückgreifenden Herleitung des lokal Charakteristischen, das die eigene Gemeinde von der benachbarten unterschied. Nach historischen Quellen einer regionalen Ruhrgebiets-Identität haben die Heimatvereine nicht gesucht.

Die Bevölkerung des Ruhrgebiets ist mehrheitlich in mehreren Migrationswellen zugewandert und fluktuierte stark sowohl innerhalb des Reviers als auch über dessen Ränder hinaus. Heimatfähigkeit wurde dem höchst mobilen Industrie­proletariat noch in der Zwischenkriegsphase abgesprochen. Vor diesem Hintergrund lässt sich die Aneignung des lokalen Raums und die Übernahme bürgerschaftlicher Verantwortung für die Pflege ortsgeschichtlich gewachsener Landschaftsformen, Kulturpraktiken und Stadtbilder als Integrationsleistung lesen. Mit den Heimatvereinen „erfüllte sich die [...] Forderung nach ‚Verheimatung‘ der proletarischen Arbeitsmigranten zumindest für deren ins postindustrielle Bürgertum aufsteigende Nachfahren“.<sup>40</sup> Die Identifikation mit dem Ort der Zuwanderung und mit dessen Geschichte trug dazu bei, Zugewanderte aus Osteuropa und verschiedenen Teilen des ehemaligen deutschen Reichs sowie die nach dem Zweiten Weltkrieg aus den früheren Ostgebieten Vertriebenen und deren Nachfahr\*innen in ihren Ruhrgebietsgemeinden handlungs- und gestaltungsfähig zu machen und ihnen den gesellschaftlichen Aufstieg zu ermöglichen. Umgekehrt kann die Erfahrung zivilgesellschaftlicher Selbstwirksamkeit ausbleiben, wenn Verheimatung verhindert oder abgelehnt wird. So darf nicht unerwähnt bleiben, dass die Beteiligung von Migrantinnen und Migranten aus Südeuropa und der Türkei an der Geschichtsszene des Ruhrgebiets marginal blieb und bis zur Jahrtausendwende fast keine institutionelle Förderung erfuhr.

<sup>39</sup> Heimatbund Gelsenkirchen, Der Heimatbund Gelsenkirchen – seine Ziele, <https://www.heimatbund-gelsenkirchen.de/ziele.html> [23.08.2025].

<sup>40</sup> Finkemeier, Heimat und Zeche, S. 122.

## 8. Identität durch lokale Distinktion

Das Ruhrgebiet entstand als Produkt wirtschaftlicher Interessen. Mehr als ein Jahrhundert lang trieb die Industrie das Wachstum des Ruhrgebiets ebenso voran, wie sie dessen Chancen auf urbane Entwicklung und regionale Selbstbestimmung behinderte. Sie verfügte und bestimmte in der Regel über Flächen und Infrastrukturen, Produktionsanlagen und Wohnsiedlungen. Die Industrie gab dem weit überwiegenden Teil der Bevölkerung des Reviers Art und Umfang der Ausbildung, der Arbeit und des Lebenszuschnitts vor. Die zivilgesellschaftliche Geschichtsforschung suchte hinter dieser industriezeitlichen Fremdbestimmung nach dem Besonderen und Individuellen. Sie schaute dabei nicht, wie dies bis Ende der 1960er Jahre gern geschehen war, auf die führenden Unternehmerpersönlichkeiten,<sup>41</sup> sondern auf die Welt der „kleinen Leute“. Je nach ihrer thematischen Ausrichtung stellten die Geschichtsinitiativen den Heimatgedanken in den Vordergrund oder die Untersuchung bislang unterrepräsentierter Gruppen. Die Laienhistoriker\*innen sahen die Menschen der vorangegangenen Generationen nicht als arbeitende „Massen“. Sie suchten im vermeintlich Gleichförmigen der regionalen Geschichte des Ruhrgebiets das lokal Charakteristische: das Alltagsleben in der Arbeitersiedlung in ihrem eigenen Stadtteil, die „Maloche“ auf der Zeche nebenan. Die zentrale Bedeutung der Arbeit dieser zivilgesellschaftlichen Historikerinnen und Historiker bestand darin, dass sie sich die fremdbestimmte Geschichte ihrer Vorfahren als historisches Erbe zu eigen machten und dessen weitere Erforschung, Pflege und Entwicklung in die Hände der Menschen vor Ort legten.

**Thomas Finkemeier**, Dr. Phil., hat in Bochum und Düsseldorf studiert und wurde mit der Untersuchung „Heimat und Zeche“ am Lehrstuhl für Neueste Geschichte der Heinrich-Heine-Universität bei Prof. Dr. Christoph Nonn promoviert. Er hat als Journalist im Ruhrgebiet und in Düsseldorf gearbeitet und lebt als freiberuflicher Autor in Neuss.

[thomas@finkemeier.de](mailto:thomas@finkemeier.de)

<sup>41</sup> Vgl. beispielsweise Enno Stephan, *Das Revier der Pioniere*, Hamburg 1966.